

Nr. 126. **Bromberg, den 6. Juni** **1929.**

Das Geheimnis des Nonnensees

Kriminal-Groteske von **Frank F. Braun.**

(6. Fortsetzung.)

„Und die vielen Anträge, keusch und unkeusch, direkt und indirekt — oh, sagen Sie das nicht, Herr Amtsrichter, ich bin überzeugt, man wird Stoff zum Lachen für Monate haben. — Vielleicht stelle ich einen Sketch zusammen, eine Varietee-nummer: Bürgermeister, Amtsrichter und Zirkusreiterin! Man kann das ausschmücken, wenn der Titel allein noch nicht ziehen sollte."

Der Amtsrichter kochte auf; urplötzlich war der Siedepunkt da. „Rita Ritelli," rief er, „Sie sind verhaf. f. f..."

„Halt!" rief der Bürgermeister. „Warte noch!"

Der Amtsrichter, über sich selbst hinausgeschossen für die Sekunde, gab die Führung ab. „Auf deine Verantwortung . . ."

„Ja." Und der Bürgermeister, blaß bis in die Lippen, sagte: „Fräulein Ritelli, wenn Sie sich verpflichten, die Stadt vorläufig nicht zu verlassen, dann bleiben Sie frei."

„Ich verpflichte mich zu gar nichts." Sie stampfte auf.

„Ich habe keine Lust . . ." Sie sah in das verzerrte, angstvolle Gesicht des alten Herrn, der Bürgermeister dieser Stadt hieß, und sie brach ihren geplanten Satz ab. Sie dachte, daß hier im Grunde von einer Kränkung nicht die Rede sein konnte. Das Mißgeschick einer Verknüpfung anerkennend, sagte sie, gutmütig, wie sie letzten Endes war: „Also schön; ich bleibe hier."

Der Bürgermeister wollte „Danke" sagen, aber er verschluckte es. Der Amtsrichter saß stumm, erschöpft; nagte an etwas Imaginärem in seinem Munde.

„Servus," sagte Rita Ritelli, „auf Wiederhören!"

Niemand hielt sie auf. Mit raumgreifender Bewegung, als schlüge sie den Mantel zurück, öffnete sie die Tür. Hinter ihr knickten zwei Männer zusammen wie verbrauchte Taschenmesser.

Drüben auf dem Rücken des Wetterhahns balancierte eine aufregende Sekunde lang die Sonne, dann ließ sie sich herabfallen und rollte den Pappeln entgegen, hinter denen sie zur Ruhe zu gehen pflegte. Aber vorher jagte sie noch einmal ein paar tiefe und schon rot gefärbte Strahlen in das Amtszimmer des Herrn Schwepp; die fuhren wie Pinsel über die trüben Gesichter der beiden Männer und übermalten sie mit goldener Bronzefarbe, in die ein Schuß Karmin geraten war.

Da sahen sie nun sehr komisch aus, diese beiden Häupter der Stadt, wie betrunken etwa, oder wie jene holzgeschnitzten und rot bemalten Götter der Südseeinsulaner. Und waren doch weder betrunken, noch stellten sie hölzerne Götter vor.

VI.

Bürgermeister Gonschorek kam aus den Sorgen nicht mehr heraus. Man hatte zwar im Nonnensee auch gestern noch nicht die Leiche gefunden, aber es war ein Stiefel aufgefischt worden, von dem die Haushälterin Centa Basler erklärte, daß er ganz gut dem Peter Hinz gehört haben könne. Immerhin war das alles noch keine Gewißheit. Man suchte, grub und fischte weiter.

Aber es war da jetzt noch etwas anderes, was dem Bürgermeister höchst beunruhigend erschien; das war das Benehmen und Aussehen der Tochter Luzy. Dieses Mädchen war bleich wie Leinwand, hatte tiefe, nächtige Ringe unter den Augen und wich allen liebevollen Fragen scheu aus.

Der Vater hatte in Güte versucht, den Verlauf jenes Mordabends von ihr zu erfahren; hatte schließlich zu Drohungen seine Zuflucht genommen — alles vergeblich. Er schien keinen anderen Erfolg errungen zu haben als den, seine Tochter vollends verschüchtert zu sehen. Jetzt war sie ganz und gar unzugänglich.

Grauenvolle Vorstellungen peinigten den gehetzten Vater. Sollte ihr Aussehen, das auf durchwachte, vergällte Nächte schließen ließ, in irgendeiner Beziehung zu dem Mord stehen!

Am Mittag, als Luzy schon nach der Suppe das weitere Essen vorübergehen ließ, wurde es dem Vater zu bunt. „Warum ißt du nicht?" rief er. „Ich verlange, daß bei mir am Tisch gegessen wird!"

Sie sah mit mattem Blick zu ihm auf. „Mir ist nicht wohl."

„Wieso?"

„Wenn ich Königsberger Klops nur sehe, wird mir übel. Ein einziger Bissen — und ich müßte hinaus."

Der Vater erblaßte. Er war verheiratet gewesen; er hatte das allererste Werden dieser Tochter sozusagen miterlebt. Er zog gräßliche Parallelen zwischen heute und vor 18 Jahren. Aber Worte versagten. Wie konnte er dies Kind, das immerhin eine junge Dame war, derartiges fragen. Er würgte den Klops hinunter.

„Mahlzeit."

Luzy zog sich eilends zurück. Er sah ihr nach. Es drängte ihn, die Angelegenheit doch zur Sprache zu bringen. Er erhob sich, ließ seine Flasche Bier im Stich und wollte zu seiner Tochter, die er in ihrem Zimmer vermutete. Da schlug die Flurtür hinter ihr zu. — Er zauderte nicht lange und verwarf jede Überlegung. Sein Mut mußte benutzt werden. Vielleicht raffte er sich nicht noch einmal auf. Mit langen Schritten ging er seiner Tochter nach. Er wollte gewiß nicht spionieren. Hastig schritt er aus, sie einzuholen; aber Luzy war schneller.

Plötzlich ging die Jagd in die Bäckerstraße. Ein Torweg war da, tat sich auf; Luzy verschwand von der Bildfläche.

Stockend trat der Bürgermeister näher, stierte das Emailleschild an, las verschwimmende Buchstaben, entzifferte: „Frau Weidemann, Hebamme." — Er drehte um, trottete heim wie ein herrenloses Pferd, stumpf dem Stall entgegen. — Die weise Frau . . . So pocht das Schicksal an die Pforte . . .

Drüben auf der anderen Seite der Straße kam nach einer guten Weile der Doktor Stein. Er hatte Luzy nicht bei Frau Weidemann verschwinden sehen, er sah sie jetzt aus dem Torweg herauskommen.

Sie begrüßten sich freundschaftlichst, beinahe vertraut. —

Luzy sah sehr schlecht aus; ihre blutleeren Lippen klebten aneinander. Er fragte nicht erst, wie es ihr ginge; er sah, wie es ging.

„Haben Sie einen Besuch gemacht?" meinte er, aber das sollte nicht zynisch kommen; es war nur eine grenzenlose Verwunderung, die geradeaus schritt.

„Nein," sagte Luzy, „ich vermeinte, dies sei ein Durchgang." Sie war noch blässer.

Grün und gelb sieht sie aus, dachte er, und sein Hirn raste Kombinationen entlang, verwirrte sich, verknotete Klarstes und blieb stehen vor der zwingenden Erkenntnis: Ein Kind! Er versank in Grübeln. War das möglich?

Dumpfe Trauer. Dieses Mädchen, selber noch Kind! Wer hatte das gewagt! Fragen? Ausgeschlossen! Er faßte an den Hut: „Ich muß hier abbiegen,“ sagte er, „auf Wiedersehen!“

Sie nickte nur. Da riß er sich herum, los von ihr. Er ertrug das nicht mehr. Dieses arme Hascherl. Stolpernd, über den Kantstein stürzend: Wer? In drei Teufels Namen, wer!

Drüben kam, blaß, finster, der junge Schwepp. Er lüftete die Seidenmütze. Der Doktor hielt ihn an. Wie unsicher war dieser junge Mann! Dumpfer Verdacht wogte an. Der? Dieser Bursche, der Luzy mit Briefen verfolgte? Hier fragte er ohne weiteres. „Wie geht es? Sie sind so still. Drückt sie ein Kummer? Ein Geheimnis?“ Sie sind so still. Drückt Sie ein Kummer? Ein Geheimnis?“ sagte er rauh. „So fängt man Dumme, Herr Doktor.“

Jetzt erstaunte Cäsar Stein. Der Mord spukte in jedem Kopf dieser Stadt. Es lag etwas in der Luft, was man mit Fluidum Verdacht bezeichnen könnte. Irgendwie flog diese Ideenverbindung dem Doktor zu, daß Valentin Schwepp mit der Mordgeschichte in Verbindung stehe. Es schien ihm selber eine Rettung, es lenkte von dem anderen, schrecklicheren Verdacht ab, daß jener ein werdender Vater sei. „Ihr Benehmen ist in diesen Tagen so seltsam, irgendetwas stimmt da nicht“, sagte er.

„Was soll denn nicht stimmen?“

„Den ermordeten Doktor Hinz haben Sie gekannt, wie ich aus Ihrem Munde weiß.“

„Wenn schon, Ihr Freund war er ja auch nicht.“

„Ich hatte meine Gründe.“

„Ich ebenfalls.“

„Hm. — Wo waren Sie in der Stunde, in welcher der Mord geschehen sein soll?“

„Mit welchem Recht fragen Sie?“

„Lediglich aus Neugierde. Ich würde bedauern, wenn eine ausweichende Antwort Ihrerseits mich veranlassen müßte, Vermutungen anzustellen.“

Valentin Schwepp sah ein, daß Trotz und Schweigen hier wirklich unangebracht sein würden. Daß da viel Staub aufgewirbelt werden konnte, wo er Stille wünschte. — „Ich war mit Fräulein Gonschorek spazieren“, sagte er.

Der Doktor hielt an sich. „Das ist eine Lüge“, sagte er. Er konnte geruhig dies scharfe Wort anwenden, denn Luzy war um diese Zeit bei ihm gewesen. Immerhin sagte er noch abschwächend: „Das ist wirklich nicht gut möglich. Man weiß, wo Luzy Gonschorek bis 9 Uhr sich aufhielt.“

Valentin, in dem Bestreben, sicher zu erscheinen, wollte keine Stockung aufkommen lassen, die ihm als Verlegenheit ausgelegt werden konnte. „Und nachher?“ lächelte er.

Der Rechtsanwalt erschrak heftig. „Wieso . . .“ stammelte er, und verwirrte sich vor entsetzten Gedanken.

Valentin trat einen Schritt zurück. Er sah den Doktor an und erkannte blitzklar: Vor dir steht der Mörder! Dieser Doktor Stein wußte wie ich, daß Luzy bei dem Doktor Hinz war. Vielleicht benutzte er eine Leiter, stieg ein und tötete den Peter Hinz aus Eifersucht. „Sie wissen, wo Luzy an jenem Abend war?“ wollte er noch einmal festgestellt wissen.

„Ich weiß es sehr genau.“

Valentin fühlte, wie Erhabenheit und scheue Ehrfurcht ihn ankamen. Das war ein Geständnis; nun lag alles offen vor ihm. Dieser hatte vollendet, was für ihn dumpfer Plan nur geblieben. Er reckte die Hand vor, angerührt in der Seele, wo Pathos und falsche Romantik schliefen: „Schweigen Sie, ich werde ebenfalls stumm sein!“ und aufgerichtet: „Um Luzys willen darf nichts laut werden!“ Wandte sich um; ging die Bäckerstraße hinunter, bebend vor eigener Größe, die sich würdig gefunden hatte dieser Stunde.

Cäsar Stein ließ ihn laufen. Er fand, sprachlos im Moment, nicht einmal das Abschiedswort. Gab es diesen Zynismus? Siebzehn Jahre und solche Kühnheit! Das war ja so gut wie ein Geständnis! Luzy war demnach von ihm fort zu dem Doktor Hinz gegangen . . . Ja, aber wie denn, wie denn? — Da kam die Erleuchtung. Dieser Hinz hatte sie vergewaltigt! Sie hatte sich gewehrt, vielleicht lag da ein Briefbeschwerer, mit dem sie zuschlug; krallte sie ihre süßen, kleinen Hände um die Kehle des Schuftes — er starb jedenfalls. Was tat das unglückliche Mädchen nun? Es holte den Freund, den Knaben von 17 Jahren. Der schleppte die Leiche fort. — Erschüttert ging der Doktor Stein. Wieder war ihm der Kantstein zu schmal, aber er fand sich jetzt; dieser Ruck war wie ein Anruf gewesen. Gab es so viel Leid auf der Welt? Dieses unglückselige Mädchen — Mörderin, Buhle — jetzt gar Mutter. Mörderin des Vaters ihres Kindes . . . Seine Lippen waren blaß. Es war alles so schaurig. Alles Leben war vergiftet, hatte den bösen Odem Mord und Blut in dieser Stadt. — Aber er war ein Ehrenmann. Er würde schweigen. Seine Kombination, so scharf und mustergültig sie an sich war, würde verschüttet bleiben unter der Tragik des Wissens. Mochten die Organe der Gerechtigkeit selbst finden! Sein Herz spielte gewiß nicht den Angeber. — Es hatte ihn ja auch niemand gefragt.

Er ahnte nicht, daß das Schicksal schon unterwegs war, daß es in der Verkleidung des Herrn Klinkhammer bereits vor seiner Tür stand, wenn er nach Hause kam. Er trat noch, harmlos und nicht ahnend, daß er bereits Verbrecher war, in die Konditorei von Kunstmann und bestellte sich Eis mit Sahne. So etwa sublimierte er das Grauen der letzten Viertelstunde.

Der junge Valentin kam unterdes nach Hause und eilte in sein Zimmer. Er ging mit langen Schritten vor dem Pult auf und ab. Von der Wand lächelte Luzy aus goldenem Rahmen, ein Tanzorden dekorierte sie vollends. Er blieb vor ihr stehen. Er hob die Hände zu ihr, als sei sie die Madonna. „Luzy, was soll ich tun . . .?“ Sein Blick forschte in ihren Zügen; unbewegt lächelte sie. Er raste mit gespreizten Fingern durch sein Haar. „Sag' mir, wie es war. Sahst du, wie die beiden Männer aneinandergerieten . . . standest beiseite, Kampfpreis; lächeltest etwa?“ — Er redete laut. Seine Phantasie ging durch. „Stieg dieser Doktor Stein in das Fenster, riß dich aus des anderen Armen, schlug den Hinz nieder? Fochten sie, würfelten sie um dich? Standest du dabei, als Dr. Stein den Peter Hinz in den Sack steckte? Luzy! lastet das Grauen dieser Stunde auf dir, bist du deshalb so verstört, so blaß in diesen Tagen? — Geliebte, verfüge über mich. Kann ich etwas tun für dich, reden . . . schweigen . . . was!“

Die Tür öffnete sich. In der Füllung stand der Amtsrichter; das entsetzte Gesicht Frau Lidis blinkte blaß hinter ihm auf. Der Vater dieses Monologredenden sagte: „Mein Sohn, wie kommst du auf die Idee, daß Doktor Stein den Hinz ermordet haben soll? Oh, sei ganz ruhig. Rolle nicht die Augen. Wir haben nicht gelauscht, das heißt, wir wollten nicht lauschen. Wenn du schreist, daß man es vor der Tür versteht, ist das deine Schuld.“

„Valentin“, bat Frau Sidi, „wie kommst du nur zu solcher Meinung? Ist denn die ganze Stadt verrückt durch diesen Mord!“

„Meine Liebe“, sagte Schwepp, „laß uns allein. So etwas erledigt man besser unter Männern.“ Damit gewann er sofort Terrain bei seinem Sohn.

„Vater“, sagte Valentin, „ich habe soeben mit dem Rechtsanwalt Stein gesprochen. Er hat mein Ehrenwort, daß ich schweigen werde. Ich decke mit meinem Körper die Ehre einer Dame. Aus mir holst du kein Wort heraus.“

(Fortsetzung folgt.)

Graf August Cieszkowski.

Von Dr. Alfred Seeliger (GDS).

Es ist befremdlich, daß Graf August Cieszkowski, dem innerhalb der slawischen Denker ein ganz hervorragender Rang gebührt, so wenig bekannt ist. Graf Cieszkowski wurde 1814 in Podlachien in Polen geboren und starb 1894 auf seinem Gute Wierzenica in der Provinz Posen. Ich habe den ehrwürdigen Greis in meiner Kindheit noch selber gekannt, da sein Gut und das meines Vaters sehr nahe beieinander lagen an dem Flüßchen Główna, das bei Posen in die Warthe mündet. —

Hegel war einer der bedeutendsten Lehrer des polnischen Philosophen Cieszkowski. Dieser hat stets mit größter Hochachtung von seinem geistesgewaltigen Lehrer gesprochen, wenngleich er an vielen sehr wichtigen Stellen seiner eigenen Lehre auf den grundsätzlichen Unterschied beider Lehren, ja, auf den klaffenden Unterschied zwischen dem germanischen und slawischen Denken hinweist. Er war nicht nur Philosoph hohen Ranges, sondern auch ein bedeutender, eigenartiger Denker auf volkswirtschaftlichem und sozialem Gebiet. Aber in die Glorie ist er als Philosoph eingegangen.

Es ist ungemein reizvoll, zu sehen, wie Graf Cieszkowski von Hegel ausgeht, zu dessen bedeutendsten und beachtenswertesten Schülern er gehört. Er lebte eine Zeit lang in Berlin im Kreise des hervorragenden Hegelianers Michelet, der ihn in seinem berühmten Werke „Die Epiphanie der ewigen Persönlichkeit des Geistes“ wiederholt den „östlichen Freund des Teleophanes“ nennt. Unter diesem Namen tritt nämlich Michelet selber auf. —

Graf Cieszkowski wendet das System Hegels auf die Geschichte an und zwar will er ganz bewußt dadurch die Zukunft des Weltgeschehens, vor allem die Zukunft Polens entschleiern. Schon allein dadurch hat Cieszkowski Anspruch auf unsere lebhafteste Anteilnahme, denn er zeigt und beweist mit diesem Gedanken seine mächtige heuristische Bedeutung für die Geschichtsphilosophie. So ist es auch verständlich, daß er auf

den Grafen Sigismund Krasiński, der der tiefsinnigste und spekulativste polnische Dichter wurde, einen mächtigen und nachhaltigen Einfluß ausübte. Seine Hauptwerke auf philosophischem Gebiet sind „Ojcze nasz" („Vaterunser"), „Gott und Palingenesie" und „Prolegomena zur Historiosophie".

Cieszkowski vertritt begeistert den absoluten Spiritualismus. In dem herrlichen, tiefsinnigen Werke „Gott und die Palingenesie", dessen zweiter, wichtigster Teil bei seinem Freunde, dem Grafen Krasiński, verloren gegangen ist, behandelt der Graf die wichtigsten eschatologischen Fragen der Philosophie. Die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele, bzw. die Wiederkunft und die Wiedergeburt sind in diesem wundervollen Werke die thronenden Ideen, die dem Geiste des Grafen als unvergängliche Sterne vorschweben und den eigentlichen, ja den einzigen Lebenswert darstellen. Tiefe innerliche Frömmigkeit und höchste Geistigkeit bedienen sich hier der Hegelschen Dialektik in bewundernswerten Grade. Das liturgische Wort „Veni Creator Spiritus!" (Komm, Schöpfer Geist) setzt Cieszkowski an den Anfang und das Ende des Buches „Gott und die Palingenesie". Unendlich religiös ist der Geist, der Cieszkowskis Werke durchweht; aber er strebt in starker Selbstbeherrschung danach, die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele nur mit rein philosophischen Mitteln zu erweisen. Freilich sagt er: „Eine Unsterblichkeit Aller kann ich nicht annehmen. Jeder erringt, wie Herakles, den Himmel des Geisterreiches nur durch seine eigene Tugend!" — Die Auferstehung des Fleisches ist ihm die Entwicklung jenes unzerstörbaren, ätherischen Geisteskeims in einem neuen Leben und bewirkt die Rückerinnerung. „Ich bin überzeugt, wenn der Geist der Menschen erst seine Aufmerksamkeit auf die dunklen Erinnerungen eines vergangenen Lebens richten wollte, sie würden allmählich wieder am Horizont seines Bewußtseins auftauchen, und so würde ihm das Geheimnis solcher Reminiszenzen, von dem euer Dichter (Goethe) singt, erschlossen werden." —

Das tiefe Gemüt und die wundervolle, wahrhaft erhabene Sprache und adlige Geistigkeit des Grafen stehen unverkennbar dem Germanen unendlich näher als die russischen Seelen- und Geisteskräfte der Tolstoi, Dostojewski und Gorki. Dennoch glaubt Cieszkowski, daß die germanische Philosophie nur Schattenunsterblichkeit anstrebe, da ihr die Idee das Höchste sei, und das Absolute nur ein abstrakt Allgemeines. So möchte er seine Philosophie — im Gegensatz zur germanischen — den absoluten Spiritualismus nennen, da im Geiste Natur und logische Idee zur konkreten Einheit verschmolzen sind. „Wenn ich aber auf die tatkräftige Zukunft meines Volkes sehe, welches in einem neuen geistigen Leben die Wunder des Steines der Weisen, welchen die Germanen theoretisch gefunden haben, praktisch enthüllen wird, so heiße ich mein System die slawische Philosophie. Denn dem Stamme der Slawen gehört die Tat der Zukunft an!" — Hier hören wir bei aller sonstigen Geistesverschiedenheit — den gleichen Ton der begeisterten Vaterlandsliebe wie bei Dostojewski. Welcher unserer deutschen Philosophen — vielleicht mit Ausnahme von Fichte — betont in seiner Philosophie derart den Stolz auf sein Vaterland und Volk?!?

Noch stärker als in „Gott und die Palingenesie" betont der Graf seine begeisterte Liebe zu seinem Vaterland in seinem umfangreichen und geistesmächtigen Hauptwerk, dem „Vaterunser". Hier prophezeit er mit aller Überzeugungskraft, daß die wahre Philosophie aus der polnischen Nation entstehen werde. Leider besteht von diesem Hauptwerk keine Übersetzung ins Deutsche, sondern nur eine ins Französische, die sein kongenialer Sohn veranstaltet und in Paris herausgegeben hat. Das Original ist in polnischer Sprache geschrieben, während die beiden anderen bedeutenden Werke „Gott und Palingenesie", sowie „Prolegomena zur Historiosophie" in deutscher Sprache geschrieben sind. Alle Werke sind im Verlage von Leitgeber in Posen, die französische Übersetzung des „Vaterunser" ist in Paris in der „Société Française d'imprimerie et de librairie" erschienen.

Das Werk „Prolegomena zur Historiosophie" ist ein Jugendwerk des Grafen, aber es trägt den Stempel des Genius! Es zerfällt in drei große Kapitel: Organismus, Kategorien und Teleologie der Weltgeschichte und erörtert vor allem im ersten Kapitel, wie bereits anfangs angedeutet, die Erkennbarkeit der „Zukunft als eines integrierenden Teils der Geschichte". Ich betone hier nochmals stark den ungemein heuristischen Wert dieses Gedankens, der freilich die Unveränderlichkeit der Gesetze der historischen und nichthistorischen Wissensgebiete, beziehentlich der Erkenntnistheorie voraussetzt, welche Unveränderlichkeit bekanntlich gegenwärtig im Zeitalter der Relativitätstheorie selbst von sehr ernsten Denkern in Frage gestellt wird. Insonderheit erörtern diese Veränderlichkeit gegenwärtig Dr. Fritz Gerlich und Professor Hugo Dingler in München; Gerlich in seiner geistvollen und fesselnden Arbeit „Die politische Bedeutung der Geschichtsphilosophie" und Dingler in seinem „Zusammenbruch der Wissenschaft". Beide Denker haben eben die erkenntnistheoretischen, revolutionären Anstürme der Relativisten Minkowski und Einstein erlebt und sind daher wesentlich kritischer eingestellt gegenüber der Unveränderlichkeit der Natur- und Geistesgesetze.

Aber gerade diese herrliche, unerschütterliche Ruhe und Festigkeit des religiösen und erkenntnistheoretischen Urgrundes verleiht den philosophischen Werken des Grafen Cieszkowski einen wundervollen Reiz. Die innige Verschmelzung Thomistischer Eschatologie und Hegelscher Dialektik ergibt eine starke, schwer angreifbare, wohl verteidigte Festung des Geistes. Die Werke des Philosophen sind geschlossene, abgerundete Kunstwerke. Sie erinnern als solche stark an die Werke Richard Wagners und des Grafen Gobineau. Diese beiden Geistesheroen wurden ja gleich nach Graf Cieszkowski geboren (Wagner 1815, Gobineau 1816) und hatten auch die gleiche religiöse und aristokratische Auffassung.

Tenor-Solo.

Skizze von Gustav Finke-Bülter.

Es muß nicht immer gelogen sein, wenn jemand die Unwahrheit spricht. Oft mischen sich aus Erträumtem und wirklich Erlebtem Erinnerungen, die, je weiter sie zurück liegen, um so mehr an Festigkeit und Klarheit gewinnen, bis sie endlich als unumstößliche Tatsache dastehen. Die anspruchslose Geschichte von dem Korbmacher Brakebusch mag zeigen, wie die Kerze der Einbildung, einmal entflammt, von Jahr zu Jahr heller brennt und ein Stück Leben gefällig beleuchtet.

Brakebusch hatte ein gutes Geschäft, vier oder auch fünf Gesellen unterstanden ihm. Die Werkstatt freilich sah bei dem steten Hantieren mit Weidenruten recht übel aus. Aber danach darf man sich nicht richten, das ist bei Korbmachern immer so, kein Kalk an den Wänden und die Decke tausendfach geschrammt. Dafür war es in Brakebuschs Wohnung umso gemütlicher. Er hatte eine reinliche Frau und zu tunliche Kinder, so daß der eine Abend, an dem der Hausvater nicht unter ihnen weilte, als ein verlorener galt, obwohl ihm jeder das Vergnügen gönnte. Dieser Abend gehörte dem Gesangverein.

Der Gesangverein führte den Namen Frohsinn und gehörte zu den ältesten der Stadt. Brakebusch hatte seinen Platz im ersten Tenor, seine Stimme war klein und ein wenig spitz, doch das schadete nichts; im Chor erfüllte sie vollauf ihren Zweck, und wagte sie sich einmal schrill hervor, so deckte der Baß sie väterlich zu. Zur Zeit probte man an einem schönen Lied, einem Volkschor, darin vom weiten Meer, vom blauen Himmel und von der schönsten Frau die Rede war. Ein treffliches Lied, und es hatte ein Tenorsolo mitten drin; eine Einzelstimme mußte über der donnernden Flut der Töne schweben wie ein Seeadler über der Brandung. Dazu schien Brakebusch nicht geeignet, wenigstens vorerst nicht. Als jedoch kurz vor der Aufführung der begabteste Sangesbruder heiser wurde, entsann sich seiner der Liedervater.

„Du bist der beste, Karl", sagte er, „der beste im Tenor nach Heinrich Brandes. Du mußt das Solo singen, Karl. Da hilft dir keiner."

Brakebusch sträubte sich keinen Augenblick. Er besaß nicht die Künstlerlaune, sich lange um etwas bitten zu lassen. Er probte fortan, daß die Kehle anschwoll und alle meinten, er werde seinen Mann stehen. Das tat er auch, der Neid selber hätte es zugeben müssen, er schnitt ausgezeichnet ab.

Am Abend des öffentlichen Vortrags stand er vorn an der Rampe, ganz vorn, im Bratenrock, in weißen Handschuhen und weißer Binde, dicht neben dem Dirigenten; er, der sich sonst im Hintergrunde hielt, überragt und übertönt von den andern, hielt nun angesichts einer vielhundertköpfigen Menge das Notenblatt in den Fingern. Alle Augen blickten ihn an, er aber sah nur bleiche Flecke im halbdunklen Raum.

Die Arme des Dirigenten flatterten wie die Flügel einer Eule. Brakebusch starrte sie an. Das Brausen um ihn erstarb, der eine Flügel hielt inne. Da sang er. Seine Angst wich, und von den Stimmbändern fiel der Rost. Er sang: — das Meer so offen — der Himmel so blau — am Herzen der schönsten Frau — da will ich selig ruhen...

Hoch hinauf kletterte an einem dünnen doch festen Faden die Stimme, und da sie zu kippen drohte, schwang mächtig der

Baß seine Glocke und brachte ungefährdet das Lied zu Ende. Bravo! Bravo! Beifall setzte ein, stieg an und raste. Der Dirigent verbeugte sich. Brakebusch an der Hand verbeugte er sich abermals, viele Male. Bravo! Bravo!

„Ich wußte, Karl“, sagte der Liedervater, daß ich auf dich bauen konnte.“

Somit war das Licht angezündet, das da leuchtete. Durch manches liebe Jahr. Zwar trat Heinrich Brandes wieder in seine alten Rechte, dieses eine Solo aber war unbedingt Brakebusch vorbehalten. Er sang es noch oft, bei einem Konzert, einem Ständchen oder auch im Wald, wenn der Verein einen Ausflug unternahm. Manches Jahr! Bis er alt wurde, einer der ältesten im Verein Frohsinn, und bis seine einstige Glanzzeit in Vergessenheit geriet. In Vergessenheit! O, man täuscht sich im Menschen, besonders in einem, der treu zur Fahne hält. Man wird sehen.

Denn als Brakebusch fünfzig Jahre Mitglied war, brachte man ihm Ehrungen jeder Art dar. Befreundete Vereine betraten die Bühne, ließen ihr Hoch erschallen und überreichten Geschenke: Kristallvasen, Fruchtschalen, Eßbestecke und was es so gibt, sogar ein lederner Sessel ward ihm verehrt. Das allerbeste aber kam von „Frohsinn“ selbst, nämlich eine Sprechmaschine, ein wundervolles Werk in eichenem Gehäuse: es hatte, den Rabatt bereits abgerechnet, dreihundertzehn Mark gekostet. Ah, das gab ein Staunen! Und ein Freuen! Nur in stammelnden Worten vermochte Brakebusch seinen Dank abzustatten. Doch wie nun erstaunte er, als er zu Hause die erste Platte auflegte. Die zu kreisen und zu singen und zu jubeln begann. Was denn? Du lieber Himmel! Das alte Chorlied — das Meer so offen...

Du lieber Himmel! Sein Lied! Er wußte nicht, daß der berühmteste Männerchor Deutschlands, daß der höchstbezahlte Tenor der Welt die Platte besungen. Sein Lied — seine Stimme! Da er jung war und noch Gold in der Kehle hatte. Nun lag Schnee auf seinem Haupt, und die Glieder zitterten.

Das Lichtlein brannte. Im Ledersessel hockte er. Neben dem Ofen. Söhne besuchten ihn, Enkel, Nachbarn. Denn es wurde an der Zeit.

„Agnes“, sagte er zu der ledig gebliebenen Tochter, „leg die Platte auf, weißt du, die mit meiner Stimme. Ich hätte — hehe — Sänger werden sollen, aber wie es so geht — Geschäft, Familie! Die Leute tobten, wenn ich sang. Hört ihr? Meine Stimme! Ich werde sterben, doch sie lebt, wird leben und vom alten Brakebusch zeugen, was für ein Kerl er war, was für eine Kehle er hatte, da er jung war. Hört nur...!“

Und in das jauchzende Klingen hinein krächzte er: „— der schönsten Frau — da will ich — selig — ruhen...“

Jeder Autounfall aufzuklären.

Eine epochemachende Erfindung. — Der rollende Tod besiegt.

Es interessieren sich zur Zeit die verschiedenen Landespolizeibehörden für eine Erfindung, die für den gesamten Autoverkehr von sensationeller Bedeutung ist. Die Erfindung, die dem Hallenser Rudolf Hoffmann gelungen ist, stellt eine Vorrichtung dar, durch welche jedes Kraftfahrzeug, das eine Person überfahren hat oder irgendeinen Zusammenstoß gehabt hat, durch ein in dem Nummernschild des Autos angeordnetes Lichtzeichen derart auffällig gekennzeichnet wird, daß es sofort angehalten werden kann. Das vordere Nummernschild des Autos fällt nämlich bei jedem, auch dem geringsten Zusammenstoß, sofort um 180 Grad, während zu gleicher Zeit ein Geschwindigkeitsmesser im Augenblick des Unfalls stehen bleibt, der die Fahrgeschwindigkeit im Zeitpunkte des Unglücks feststellt, während sofort bei der Weiterfahrt ein anderer Kilometerzähler in Tätigkeit tritt, der immer wieder auf Null gestellt werden muß und durch den dann beim Anhalten des Autos die Entfernung von dem Unfallsort festgestellt werden kann. Auf diese Weise ist die Möglichkeit gegeben, jeden Autounfall einwandfrei aufzuklären, und vor allem ist die Flucht vor der Verantwortung so gut wie unterbunden. Der Apparat, der im übrigen außerordentlich billig ist in der Herstellung, kann nur durch einen geheimen Mechanismus von der Polizei wieder auf seinen Ruhepunkt zurückgestellt werden. Dem Vernehmen nach sollen in Deutschland bereits Erörterungen im Gange sein, diese Erfindung zum Anlaß eines Gesetzes zu machen, um sie auf Grund einer Mußvorschrift zwangsweise einzuführen. Da die Finanzierungsfrage gesichert ist, kann schon binnen kurzem mit der Einführung und Organisation dieser sensationellen Erfindung gerechnet werden. Selbstverständlich wird der Apparat, der unter dem Namen „Verkehrsschutzautomat Ruhoff“ in das Patentregistere eingetragen ist, auch bei unverschuldeten Unfällen in Tätigkeit treten, was aber für den Kraftwagenführer keinerlei Nachteile mit sich bringt, da ja dann die Polizei mit Leichtigkeit die Unschuld des Führers viel besser feststellen kann, als wenn sie sich eben bloß auf Zeugenaussagen und dergleichen verlassen muß.

Lob des jungen Gemüses.

(Sie werden erstaunt sein — es handelt sich um richtiges Gemüse.)

Ein böses Unrecht hebt die Blume
Im bunten Kleid, von Duft so süß,
Im Wettstreit zu viel höh'rem Ruhme
Als das bescheidene Gemüs'.
Mit Anstand wählend zwischen beiden,
Die man zum Markt in Körben trug,
Laßt eure Zunge mal entscheiden
Statt eures Auges Selbstbetrug!

Und, ob ich's auch mit Feindschaft büße
Der Lieder-Dichter, dort wie hier,
Ich sing' die Hymne der Gemüse
In unsres Lenzes Luft-Revier.
Der Blumen Schönheit nicht bestreiten
Will ich an meines Gartens Pfad,
Doch dank' ich höh're Köstlichkeiten
Dem Spargel dünkt mich und Spinat.

Wem Kummer nicht der Tag ersparte,
Wird der nicht abends froh gestimmt,
Wenn um den Speck der zuckerzarte
Jung-Erbsen-Kreis in Butter schwimmt;
Wenn ihm die sanften Artischocken,
Vom eignen bittern Saft befreit,
Mit Öl befeuchtet — nicht zu trocken —
Zum Frühlings-Schmause stehn bereit?

Und wer vergißt nicht Mohn und Rose,
Wenn, fein und säuberlich geschält,
In frischer gelber Eier-Soße
Dere Spargel Köstliches erzählt?
Wenn ihm vermittelt wundervolle
Und höchste Zungen-Phantasie
In gutem Schmalz die edle Knolle
Des weich gekochten Sellerie?

Und dann — die ich in Ehrfurcht züchte,
Recht zubereitet ein Gedicht,
Die schlichteste der Knollenfrüchte —
Ja, die Kartoffel. Lacht mir nicht!
Wer je, das Rebhuhn an der Tasche,
Sie mit 'nem Klötzchen Butter aß
Beim „Jäger-Frühstück“ — aus der Asche —
Ich wett', daß der sie nie vergaß.

Drum: Dank für jede hübsche Blume,
Die ich am Wege flüchtig grüß';
Doch höher steht im Wert und Ruhme
Mir das bescheidene Gemüs'.
Drum laßt mich kühn im Sang erheben,
Was unscheinbar am Boden kroch;
Von Blumen kann ich ja nicht leben —
Und leben will und muß ich doch.

Rudolf Presber.



Bunte Chronik



* **6500 Kilometer zur Gerichtsverhandlung.** Hoch oben im eisigen Norden Kanadas, zu Bathurst Inlet, erschlug vor einiger Zeit ein Eskimo, Okchina, einen Stammesgenossen. Für sein Verbrechen wurde er alsbald von der berühmten Kanadischen Berittenen Polizei festgenommen und in das Gefängnis zu Aklavik überführt, wo er bald Gesellschaft in Gestalt von Lily Sanniya bekam, einem des Kindesmordes beschuldigten Eskimomädchen. Um die beiden Missetäter zu verhören und abzuurteilen, ist eine Gerichtskommission aus Edmonton vor kurzem nach dem hohen Norden aufgebrochen, die nicht weniger als 6500 Kilometer zurücklegen muß, um an Ort und Stelle zu kommen. Als Reisedauer sind je nach den Wege- und Wetterverhältnissen sechs bis neun Wochen vorgesehen. Aus dieser unbestimmten Angabe ergibt sich allein schon, mit welchen Schwierigkeiten die Vertreter der Gerechtigkeit unterwegs zu kämpfen haben werden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.